

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1907. * № 21.

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Abneigung Severas gegen Neapel und gegen die Neapolitaner und besonders die geheimnisvollen Erfahrungen, die sie dort gemacht haben wollte, beschäftigten Enea natürlich in hervorragender Weise, weil er darin den Grund sah, daß Severa nicht mehr nach Süditalien wollte. Nun ließ sich das aber doch auf die Länge der Zeit nicht tun. Wenn Graf Enea auch ein halbes Jahr oder auch ein ganzes von Neapel fernblieb, so mußte er schließlich doch einmal wieder dahin zurück, wenn seine Interessen nicht Schaden leiden sollten. Es mußte ihm also daran liegen, Severa von ihrem Vorurteil zu bekehren. Jetzt aber, so kurz vor der Hochzeit, war dazu die Zeit nicht günstig. Sowohl er wie auch Severa hatten selbstverständlich, wenn sie einmal allein waren, andere Dinge im Kopf, als sich über die Neapolitaner zu unterhalten, und Graf Enea hatte um so weniger Lust, die Sache wieder zu berühren, als er sah, wie unangenehm sie Severa war, und jedenfalls dazu später noch Zeit genug kommen würde.

Man einigte sich schließlich dahin, daß Graf Enea mit seiner jungen Frau nach der Hochzeit bis auf weiteres den zweiten Stock des Hauses seiner Schwiegermutter am Corso del Rè beziehen sollte. Diese Wohnung war noch vom alten, verstorbenen Commendatore de Mendrisi her in sehr gutem Zustand, jedenfalls besser als neun Zehntel aller Wohnungen in Neapel, die des Grafen Enea eingeschlossen. Die Mutter Severas, der das Treppensteigen etwas beschwerlich war, wollte im ersten Stock wohnen bleiben.

So fand denn die Hochzeit am dreißigsten Oktober in aller Stille, wie es Severa ausdrücklich gewünscht hatte, statt. Ein ungetrübtes Glück schien sich über die ganze Familie niederzulassen, denn abgesehen von Graf Enea und Severa, die in ihrer gegenseitigen Liebe und endlichen Vereinigung das Glück fanden, war auch Frau de Mendrisi dadurch beglückt, weil nun das Haus wieder etwas mehr Sonne und Leben erhielt und nicht mehr so einsam dalag wie seit dem Tode ihres Mannes. Santina aber blühte förmlich auf und strahlte vor Wonne und Vergnügen. Sie hatte ja ihre wahre Mutter nie gesehen, und da es natürlich auch keinen Zweck hatte, dem Kinde die wahren Verhältnisse zu enthüllen, so war mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß sie nach Jahr und Tag Severa nicht nur für ihre neue Mutter, sondern für ihre einzige und wahre Mutter halten würde.

— — — — — — — — — — — — —

Leider war auch hier das Glück kurz. Es dauerte nicht einmal einen Monat.

An einem rauhen, nebligen Novemberabend saß Graf Enea in seinem Zimmer und war mit dem Durchsehen einiger Rechnungen und Schriftstücke beschäftigt, die ihm sein Hausverwalter von Neapel gesandt hatte, als ein Diener bei ihm eintrat.

„Herr Graf,“ sagte dieser, „es ist ein Mann draußen, der mit Ihnen zu sprechen wünscht.“

„Ein Mann?“ fragte Graf Enea erstaunt. „Was für ein Mann? Hat er denn seinen Namen nicht gesagt?“

„Nein, Herr Graf. Als ich fragte, wen ich melden solle, antwortete er mir, es würde dem Herrn Grafen wohl lieber sein, wenn er seinen Namen ihm selber sage.“

„Aber —“ begann der Graf wieder, vollendete aber nicht, denn in demselben Augenblick erschien in der Tür eine hohe Männergestalt in einem dunklen Überzieher, den Hut in der Hand.

Graf Enea hob den Schirm von der Lampe, um sich den Fremden, der so formlos sich bei ihm einführte, näher anzusehen. Der Mann hatte etwas Soldatisches an sich, obgleich er keine Uniform trug.

„Sie wünschen mich zu sprechen?“ fragte Graf Enea den Mann.

„Sie sind Graf Enea Mario Benedetto di Monteverde?“ fragte der Fremde zurück, indem er den Namen von einem Blatt Papier ablas, das er in der Hand trug.

„Ja, so heiße ich,“ antwortete Graf Enea immer erstaunter. „Wer sind Sie denn?“

Der Fremde knöpfte nähertretend seinen Rock auf und zog aus der inneren Brusttasche ein kleines, rot umrändertes Blechschild, das er dem Grafen Enea verstohlen, so daß es der Diener nicht wahrnehmen konnte, zeigte.

Erschrocken trat Graf Enea einen Schritt zurück und faßte den Mann schärfer ins Auge.

„Ein Geheimpolizist!“ mur-



Wetterwarte und Unterkunftshaus auf der Zugspitze. (S. 166)

melte er unwillkürlich. „Was wollen Sie denn bei mir?"

„Es ist vielleicht besser, Herr Graf, wenn unsere Unterredung, die nur sehr kurz sein wird, unter vier Augen stattfindet."

Graf Enea gab dem Diener einen Wink, worauf sich dieser sofort zurückzog und die Tür hinter sich schloß.

„So," sagte Graf Enea dann, „bitte, nehmen Sie Platz und teilen Sie mir mit, wie ich zu diesem sonderbaren Besuch komme. Sie nehmen mir es hoffentlich nicht übel, wenn ich mich darüber wundere?"

„Nein," erwiderte der Geheimpolizist kurz, „ich bin auch nicht hier, um etwas übelzunehmen oder nicht übelzunehmen, sondern vielmehr, um Sie auf Anordnung des Polizeidirektors einzuladen, mir behufs einer Befragung nach der Polizeidirektion zu folgen."

„Jetzt?" fragte Graf Enea erstaunt.

„In diesem Augenblick."

„Aber hat denn das nicht Zeit bis morgen?"

Der Geheimpolizist folgte jeder Bewegung des Grafen mit den Augen, als ob er einen Fluchtversuch oder Widerstand befürchte.

Das entging diesem natürlich nicht. Ein unheimliches, banges Gefühl beschlich ihn, und seine Aufregung wuchs.

„Ich darf Sie nicht verlassen, Herr Graf, bis ich Sie auf der Polizeidirektion übergeben habe," sagte der Beamte fest und bestimmt. „Ich möchte Sie gleichzeitig in Ihrem eigenen Interesse ersuchen, kein Aufsehen zu erregen und keine böswillige Verzögerung zu veranlassen. Ich bin nicht allein hier. Ihr Haus ist bewacht."

„Aber das ist ja die Art und Weise einem Verbrecher gegenüber. Das ist ja unerhört. Ein Graf di Monteverde sollte doch in seinem Hause vor einem solchen Überfall sicher sein!" rief Graf Enea empört.

„Herr Graf, ich lehne jede Verantwortlichkeit ab für die Folgen, wenn Sie Aufsehen erregen, und muß Gewalt anwenden, wenn Sie mir nicht gutwillig folgen."

„Aber können Sie mir nicht wenigstens sagen, um was es sich handelt?"

„Ich habe Ihnen meinen Auftrag gesagt. Weiter weiß ich nichts."

Es entstand eine kleine Pause. Ratlos, ohne zu wissen, was er von der Sache denken sollte, sah Graf Enea den Mann an. Ein Irrtum, eine Verwechslung mußte vorliegen und ihm diese häßliche Angelegenheit zugezogen haben, vielleicht gar eine gemeine, hinterlistige Angeberei. Aber was es auch immer sein mochte, die Sache mußte sich doch ohne weiteres aufklären, sobald er erschien.

„Also gut, gehen wir, mein Herr," sagte Graf Enea endlich. „Wir dürfen uns hoffentlich einer Droschke bedienen."

„Selbstverständlich."

Graf Enea drückte auf eine Klingel und befahl dem eintretenden Diener, ihm Hut und Mantel zu bringen. In demselben Augenblick trat Severa durch eine andere Tür aus einem Nebenzimmer in das Arbeitskabinett ihres Gatten.

„O," sagte sie, sich entschuldigend, „du bist nicht allein. Verzeih, ich wußte es nicht."

Graf Enea war in einer fürchterlichen Aufregung. „Mein liebes Kind —" stotterte er mühsam.

„Gut, gut," unterbrach ihn Severa, im Begriff, sich wieder zurückzuziehen. „Ich komme wieder, wenn du allein bist."

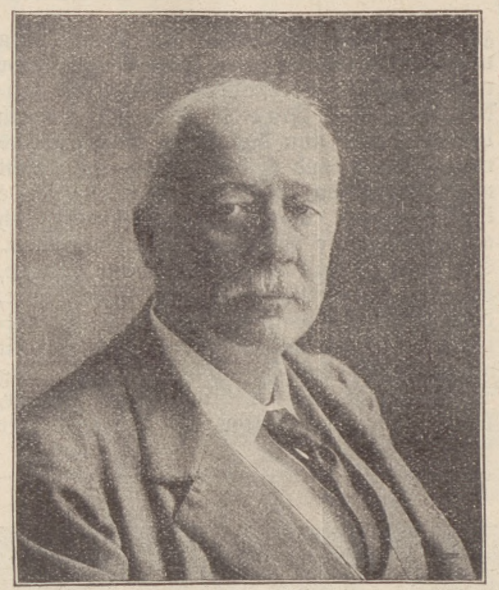
Das Zimmer war etwas dunkel, weil Enea den Lampenschirm wieder über die Lampe gestülpt hatte, und deshalb wurde sich Severa nicht sogleich über die Situation klar. Aber unglücklicherweise kam der Diener mit Hut und Mantel seines Herrn in diesem Augenblicke herein.

Sofort blieb sie betroffen stehen. „Du willst noch einmal ausgehen, Enea — jetzt, so kurz vor dem Essen?"

„Liebes Kind, ich muß. Ich bin sofort wieder zurück. Glaubst du, es mache mir Spaß, bei diesem Wetter noch einmal fortzulaufen? Eine dringende Geschäftssache ruft mich, aber ich bin zum Essen sicher wieder zurück. Ich lasse dich gewiß nicht warten."

Er nahm aufs zärtlichste von ihr Abschied, küßte sie wiederholt und sah ihr ins Auge. Es wurde ihm dabei so sonderbar, so bang zu Mut, als ob es sich um einen Abschied für lange und traurige Zeit, vielleicht für ewig handle, und als er sie noch in seinen Armen hielt und ihr in die klaren und ruhigen Augen blickte, war es ihm, als erblicke er sie durch einen Schleier hindurch, nicht nahe vor sich, sondern in entsetzlicher Ferne, die das Auge fast nicht mehr durchdringen konnte.

„Du zitterst ja, Enea," sagte sie leise, „was fehlt dir denn?"



Lord Cromer. (S. 166)

„Nichts — nichts, mein Kind. Was soll mir denn fehlen? Mich fröstelt."

„Du verbirgst mir etwas."

Er zwang sich zu einem Lachen. „Ei," meinte er, „vier Wochen vor Weihnachten! Wie sollte ich dir da nichts verbergen?"

„Wir wollen gehen, Herr Graf," ließ sich der Geheimpolizist, dem der Abschied zu lange gedauert hatte, vernehmen.

Im nächsten Augenblick standen sie schon draußen im Vorflur und stiegen die Treppe hinunter. Graf Enea war in einer seltsamen Gemütsstimmung, es schien ihm alles unsagbar traurig, die bangen Ahnungen, die ihn erfüllten, wollten nicht verstummen und nahmen ihn so in Anspruch, daß er wie im Traum neben dem Polizisten herging, immer nur von der Idee beherrscht: Was kann man von mir wollen? Es ist ein Irrtum, muß ein Irrtum sein, der sich sofort aufklären wird.

Der Wagen fuhr ihm zu langsam, und als er auf dem Polizeibureau, wohin ihn der Beamte führte, in einem kahlen, unfreundlichen Raume etwas warten mußte, ehe man ihn vernahm, glaubte er vor Ungeduld vergehen zu müssen.

Endlich führte ihn sein Begleiter, der ihm noch immer nicht von der Seite ging und eine verdächtige Aufmerksamkeit auf alle seine Bewegungen richtete, in ein anderes Zimmer, das wenigstens erwärmt und ausreichend beleuchtet war.

„Das ist er?" fragte rasch und aufgeregt ein älterer Herr, der in demselben Augenblick durch eine andere Tür das Bureau betrat.

„Zu Befehl, Herr Commendatore," antwortete der Polizist.

„Setzen Sie sich, Herr Graf," wendete sich der Polizeidirektor jetzt zu diesem und nahm selbst an einem Schreibtisch Platz, wo er sofort in einem Aktenheft zu blättern begann, als ob er etwas suche.

„Sie werden begreifen, mein Herr," erwiderte Graf Enea heftig, „daß ich begierig bin, zu erfahren, weshalb ich in dieser Weise wie ein Verbrecher aus meiner Wohnung, aus meiner Familie herausgerissen werde, ohne daß mir die geringste Erklärung dafür gegeben wird."

„Natürlich begreife ich das," entgegnete der Beamte höflich, aber doch mit einer Festigkeit, der man sofort anmerkte, daß er sich nicht verblüffen lassen wollte, „und ich bin eben im Begriff, Ihnen die Aufklärung zu geben, soweit ich das kann und darf."

„Ich bitte sehr darum."

Der Beamte hatte gefunden, was er suchte, und fuhr fort: „Herr Graf Enea Mario Benedetto di Monteverde, geboren in Neapel, in erster Ehe vermählt mit Malvesina Luisa Concetta Teodorici — das sind Sie, Herr Graf?"

„Ja, ja, gewiß," antwortete Graf Enea heftig und ungeduldig.

„Gut. Daraufhin habe ich Ihnen hiermit zu erklären, daß Sie auf Ansuchen der königlichen Staatsanwaltschaft zu Neapel verhaftet und mit nächster Gelegenheit nach Neapel in die neuen Gefängnisse zu überführen sind."

Graf Enea machte eine Bewegung, als ob er einen Schlag erhalten hätte, und schien nicht übel Lust zu haben, sich auf den Mann, der etwas derartiges zu sagen wagte, zu stürzen.

„Mein Herr!" brauste er auf.

Der Commendatore stand rasch auf und gab den beiden Carabinieri, die an der Tür standen, einen Wink, worauf sich diese sofort rechts und links vom Grafen Enea aufstellten.

„Bitte, Herr Graf," sagte der Commendatore gleichzeitig, „ehe Sie fortfahren, wollen Sie sich überlegen, daß wir hier keineswegs aus eigenem Antriebe, sondern lediglich in Ausübung unserer Pflicht und nach einem uns gewordenen Befehl handeln. Ich rate Ihnen, sich jede Aufregung und Übereilung, die Ihnen hier zu gar nichts nützt, zu ersparen."

„Ich verlange Genugtuung für diese Schmach!" schrie Graf Enea außer sich.

„Es ist von keiner Schmach, sondern von einem Befehl die Rede, Herr Graf, der auf Grund bestimmter Tatsachen erlassen worden ist. Alles, was Sie vernünftigerweise tun können, ist, sich diesem Befehle zu fügen, da nur so anzunehmen ist, daß sich die Angelegenheit rasch und klar abwickelt. Ist Ihnen daran gelegen, so geben Sie vernünftiger Überlegung Gehör, damit werden Sie am weitesten kommen."

„Ich wünsche selbstverständlich nichts sehnlicher, als so bald wie möglich die Irrtümer aufzuklären, deren Opfer ich bin," stieß Graf Enea, schon bedeutend ruhiger, hervor. „Aber weshalb bin ich verhaftet?"

„Das wird Ihnen selbstverständlich in Neapel gesagt werden."

„Also Sie wollen mich nach Neapel bringen?"

„Ja. Sie reisen mit dem Nachtzuge, der in etwa zwei Stunden abgeht, dahin ab, natürlich in Begleitung."

„Aber es wird mir doch wohl Zeit gelassen werden zur Ordnung meiner Angelegenheiten?"

„Gewiß, Herr Graf. Zwei Stunden bis zum Abgang des Zuges und so weit sich dies von hier aus besorgen läßt."

Graf Enea biß sich die Lippen blutig vor Zorn und Scham über seine Lage und brachte nur ein unartikuliertes, trostloses Stöhnen aus der Kehle. So mitten aus dem Leben in all seiner Fülle herausgerissen, aus dem süßesten Glück hinausgestoßen in Schmach und Schande, unter Gesindel und Verbrecher, selbst wie ein Verbrecher von niedrigen Subalternen behandelt, angezweifelt in seiner Ehre, angestaunt wie ein wildes Tier hinter den Gitterstäben des Gefängnisses — das drohte ihn wahnsinnig zu machen. Und Severa, sein junges Weib, was würde sie zu all dem sagen? Wenn sie seine Schande erfuhr, was würde sie von ihm denken? Würde sie ihn auch für einen Verbrecher halten? Und was war denn nur sein Verbrechen? Was hatte er denn getan?

„Herr Graf," fuhr der Commendatore nach einer Pause fort, während welcher er wohl beobachtet hatte, wie die Verzweiflung sich in den Zügen des jungen Mannes malte, „glauben Sie nicht, daß uns unser Vorgehen nicht peinlich und unangenehm ist. Unsere Pflicht hat etwas tief Trauriges, aber es ist eben unsere Pflicht. Ich will gern alles tun, was Ihnen Ihre Lage erleichtern kann. Ich stelle Ihnen bis zum Abgang des Zuges mein Bureau zur Verfügung, wo Sie Ihre Anordnungen treffen können, aber Sie müssen mir auf Ihre Ehre versichern, sich den Wachen aufs strengste zu fügen. Sind Sie unschuldig, so wird sich alles zum Besten wenden. Sind Sie aber schuldig, so empfehle ich Ihnen aufrichtiges Bekennen Ihrer Schuld. Das wird Ihre Lage in jeder Hinsicht erträglich machen."

„Ich weiß von keiner Schuld, Herr Commendatore," stöhnte Graf Enea mit zuckenden Lippen.

„So fassen Sie Mut. Ein Unschuldiger trägt sein Heil in der eigenen Brust. Es wird Sie nicht verlassen. Und nun noch eines: Sie bleiben bis zum Abgang des Zuges hier mit den beiden Carabinieri allein. Die Leute haben strengsten Befehl, sich unter allen Umständen Ihrer Person zu versichern. Vergessen Sie das nicht und machen Sie keine unüberlegten Streiche."

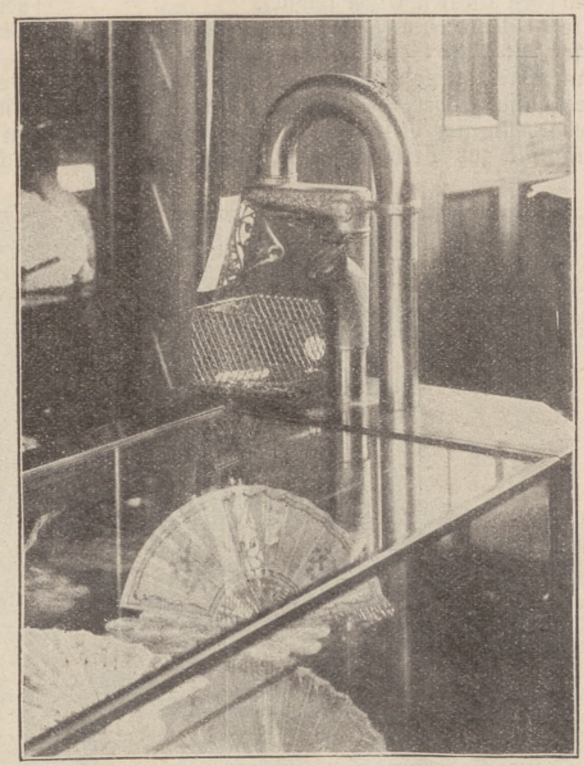
Stöhnend fiel Graf Enea in einen Sessel und verbarg das Gesicht in den Händen. Er hörte, wie die Beamten noch leise untereinander sprachen und dann bis auf die zwei Carabinieri, die an der Tür stehen blieben, das Zimmer verließen.

Nach einiger Zeit raffte er sich wieder auf. Er wollte sich nicht niederschmettern lassen von der Verzweiflung, er mußte überlegen und handeln. Was war in seiner Lage zu tun? Was war das Nächste, was das Nötigste?

Sein erster Gedanke war Severa, sein zweiter sein Kind. Was würde Santina sagen, wenn sie heute abend in ihr Bettchen mußte, ohne ihm den gewohnten Abendkuß zu geben? Was sollte er tun? Welche Erklärung seiner Abwesenheit geben?

„Darf ich schreiben?" fragte er die Leute, die an der Tür standen.

„Gewiß, Herr Graf," antwortete man ihm. „Sie werden dort alles dazu Nötige finden."



Verkaufsstand mit Beförderungs- und Empfangsrohr.

„Aber man wird lesen, was ich schreibe, bevor man es fortschickt?"

„Sehr wahrscheinlich."

Er mußte mit dieser Wahrscheinlichkeit rechnen und sie hinnehmen. Er suchte nach Papier. Alles, was dalag, trug den Stempel: „Direzione di Polizia, Torino." Er wollte doch an Severa nicht auf einem Bogen schreiben, der den Polizeistempel trug. Endlich trennte er ein solches Blatt auseinander, warf die Überschrift fort und schrieb auf die andere Hälfte:

„Meine teure Severa!

Ich bin durch eine unglückliche Verkettung verschiedener Zufälle veranlaßt, mit größter Eile nach Neapel abzureisen. Wirst Du mir verzeihen, wenn ich nicht anders als hierdurch von Dir Abschied nehme? Ich hoffe zuversichtlich, daß ich schon in den nächsten Tagen zurückkehren kann, jedenfalls bleibe ich keine Stunde länger fort von Dir, als ich muß.

Aber was auch kommen mag, verlaß Santina nicht! Nimm Dich ihrer an und sei ihr Vater und Mutter, solange ich nicht da sein kann.

Mit tausend innigen Küssen Dein
Enea."

„Können Sie mir versichern, daß dieser Brief an seine Adresse befördert wird?" fragte er dann seine Wache.

„Der Brief geht zunächst an die Polizeidirektion, und diese sorgt nach eigenem Ermessen für Beförderung oder nicht," antwortete ihm der Mann.

Was sollte er tun? Er mußte sich fügen. Nur bat er, man möge keinen Polizisten als Boten verwenden. Der Brief sollte Severa beruhigen, und deshalb durfte sie nicht wissen, daß er aus dem Polizeigewahrsam schrieb. Die Sache konnte ja nur auf einem Irrtum beruhen, er würde bald zurück sein und ihr dann alles mündlich berichten können.

Was konnte denn die Staatsanwaltschaft in Neapel von ihm wollen? Was hatte er, Graf Enea di Monteverde, mit den öffentlichen Richtern zu schaffen? Er kam zu keinem klaren Gedanken. In seinem Kopf wirbelte alles durcheinander. Alles erschien ihm wie im Traum, unklar, verschwommen, flüchtig und gespenstisch, und dieser Zustand verließ ihn auch nicht, ja verstärkte sich noch bedeutend, als er später im Eisenbahnwagen saß und die Nachtbilder von Felsen und Bergen, Tälern, Ebenen und Städten an ihm vorüberflogen wie ein toller Spuk.

8.

Je mehr sich der Untersuchungsrichter Geminiani mit dem Fall des Grafen Enea beschäftigte, desto mehr kam er zu der Überzeugung von dessen Schuld, vielleicht gerade weil er den Verdächtigten noch nicht gesehen hatte. Nicht nur die An-



Sammelstelle der Rohrleitungen in der Hauptkasse.

Pneumatisches Zentral-Zahlsystem in einem modernen Geschäftshause. (S. 166)

Nach Photographien von Dannenberg & Co. in Berlin.

gaben der Hauptzeugen in der Sache, des Doktors Gherardi und des früheren Marinajo in der Villa Miramar, Giuseppe Maregni, belasteten den Grafen erdrückend schwer, sondern auch die ganzen Verhältnisse, unter denen sich die Vorgänge abgespielt hatten, ließen ihn in einem höchst ungünstigen Licht erscheinen. Der Tod der Gräfin Malvesina war für ihren Gemahl doch gar zu vorteilhaft gewesen, um den lieben Mitmenschen ganz zufällig zu erscheinen. Wäre sie vor der Geburt Santinas gestorben, so wäre der größte Teil ihres Vermögens an die Verwandten zurückgefallen, und Graf Enea so gut wie leer ausgegangen. So aber blieb alles in der Hand des Vaters, der nun in aller Ruhe an eine zweite günstige Verheiratung denken konnte.

Und das sollte alles ohne die geringste Nachhilfe von seiten des Glücklichen vor sich gegangen sein? Man verzeiht in Neapel seinem Mitmenschen eher seine Schuld als sein Glück, und so war es nicht zu verwundern, wenn die allgemeine Stimmung gegen den Grafen Enea ausfiel.

Unter dem Druck dieser Voreingenommenheit hatte Geminiani gearbeitet und dann die Akten an die Staatsanwaltschaft zur Beschlußfassung übergeben. Es war also kein Wunder, wenn sich diese zur Erhebung der Anklage und zur Verhaftung entschloß.

Diese Verhaftung stellte sich als schwieriger heraus, als man meinen sollte, teils weil die neapolitanische Polizei zu mangelhaft eingerichtet ist, teils weil in ganz Italien das Meldewesen lässig oder gar nicht gehandhabt wird. So fand man den Grafen Enea anfangs nicht und nahm deshalb an, er hielte sich absichtlich verborgen. Erst seine Verheiratung in Turin brachte die Behörde auf seine Spur.

In dieser Zeit, und zwar von seiner ersten Vernehmung bis zur Einlieferung des Grafen Enea in Neapel, traf Doktor Gherardi häufig im Privatverkehr mit dem Untersuchungsrichter Geminiani zusammen, ganz zufällig,



In den Narzissenfeldern bei Montreux. (S. 166)

wenigstens von seiten des letzteren. Geminiani ging häufig während der Abendstunden, wenn sein Bureau geschlossen war, in den großen Anlagen, die sich unter dem Namen „Villa nazionale“ am Meeresstrand hinziehen, spazieren. An den warmen Herbstabenden, wenn dort die Musik spielte, fanden sich immer eine große Anzahl Spaziergänger zusammen, die dort die frische würzige Seeluft einsogen, und so fiel es nicht auf, daß sich die beiden Herren dort öfters trafen und miteinander plauderten. Als hauptsächlicher Gesprächsstoff ergab sich ganz natürlich der bevorstehende Prozeß des Grafen Enea, und Gherardi wußte geschickt die Verdachtsmomente gegen diesen stetig zu verstärken. Über die Schuld des Grafen hatten beide Herren dieselbe Ansicht. Nur bezüglich des anonymen Briefes, der bei der Staatsanwaltschaft eingelaufen war, wurde eine Einheitlichkeit der Ansicht nicht herbeigeführt. Gherardi neigte der Meinung zu, daß Frau Rondini doch trotz ihres Leugnens die Herstellerin des Briefes sei; Geminiani äußerte sich dahin, daß die Wichtigkeit dieses Briefes durch die späteren Erhebungen ja vollständig in den Schatten gestellt worden sei und es jetzt ganz gleichgültig wäre, ob Frau Rondini oder irgend ein anderer der Verfasser sei.

Besonders lebhaft und häufig wurden diese Erörterungen zwischen den beiden Herren, seitdem die Staatsanwaltschaft die Anklage gegen den Grafen Enea erhoben und dessen Verhaftung verfügt hatte. Fast alle Tage fragte Doktor Gherardi: „Haben Sie ihn? Wie steht's? Wo ist er?“

Eines Tages konnte denn endlich Herr Geminiani seinem Freunde antworten: „Er kommt heute nacht hier an. Ich werde ihn mir morgen früh vorführen lassen.“

Gherardi war davon offenbar angenehm berührt. Sehr gesprächig und aufgeregt erwiderte er: „Gut. Sie werden ihn sehen und wenn er natürlich auch alle Register ziehen wird, um seinen Kopf zu retten, so wird es Ihrem Scharfblick doch nicht entgehen, daß er nur Komödie spielt. Er ist ein feiner, vornehmer Mann, hübsch, mit geschmeidigen, sanften Manieren, wie sie die Frauen gern haben. Ich bin sicher, daß er auch Sie bestechen wird durch sein Äußeres.“

„Sie werden sich darin wohl täuschen, mein lieber Herr Doktor. Ich bin keine Frau.“

„Ich meine natürlich nur für den ersten



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Wir gratulieren! Nach einem Gemälde von C. v. Bergen. (S. 166)

Augenblick. Denn im längeren Verkehr sieht man schon, daß er ein Komödiant und seine Sanftheit und vornehme Liebenswürdigkeit Maske ist, hinter der er seine klugen und scharfen Berechnungen verhüllt. Sie werden sehr vor ihm auf der Hut sein müssen."

„Lassen Sie mich nur machen."

„Ich bin doch sehr neugierig. Er wird natürlich alles auf die harmloseste Art erklären, und wo das nicht geht, leugnen. Aber auf einen Punkt möchte ich Sie noch aufmerksam machen. Als ich seinerzeit den alten Lombardi auf die verräterischen Flecke hinwies, die sich auf den Lippen und im Munde der Toten zeigten, schien es mir, als ob seine Antwort, mit der er diese Erscheinung erklären wollte, etwas gesucht und gekünstelt sei wie eine Ausrede, eine Beschwichtigung meiner Bedenken. Möglicherweise hat mir Lombardi die Unwahrheit gesagt, um Aufsehen und vor allem eine Obduktion zu verhindern. Wenn aber Gräfin Malvesina wirklich, wie Lombardi versicherte, kleine Dosen Arsenik nahm, so muß Graf Enea doch davon wissen, selbst wenn Gräfin Malvesina versucht haben sollte, es vor ihm zu verbergen. Er würde also in dieser Beziehung die Angaben des alten Lombardi ergänzen oder bestätigen können. Wenn er leugnet oder sich in Widersprüche verwickelt, so wäre das sehr verhängnisvoll, denn es wäre ein Zeichen, daß auch der alte Lombardi mich absichtlich getäuscht hätte."

Geminiani stimmte dem bei.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Jetzt will man nun auch eine Bahn auf die **Zugspitze** bauen, den höchsten Berg der bayerischen Alpen, auf dessen 2964 Meter hohem Gipfel sich ein von der Sektion München des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins errichtetes Unterkunftshaus und eine **Wetterwarte** erhebt. Letztere, ein turmartiger und fester Bau, wird das ganze Jahr von einem Meteorologen bewohnt, der seine Beobachtungen an die meteorologische Zentralstation in München telephoniert. Das an die Wetterwarte angebaute niedrige Unterkunftshaus ist nur im Sommer bewirtschaftet, im Winter aber fast völlig unter dem Schnee begraben. — **Lord Cromer**, der als Leiter der ägyptischen Verwaltung so viel für den Fortschritt des Nillandes getan hat, ist von seinem Amte zurückgetreten. Er hieß eigentlich Evelyn Baring, wurde 26. Februar 1841 geboren und 1877 zum englischen Kommissar bei der Verwaltung der öffentlichen Schuld Ägyptens ernannt. Dann war er eine kurze Zeit Generalkontrolleur der ägyptischen Finanzen und seit 1883 britischer Generalkonsul und bevollmächtigter Minister. Den Versuchen des Khedive, sich der englischen Bevormundung zu entziehen, trat er stets auf das entschiedenste entgegen. Er wurde 1892 für seine Verdienste zum Peer mit dem Titel Lord Cromer ernannt. — In den großen Geschäftshäusern geht man jetzt zum **pneumatischen Zentral-Zahlsystem** über, das heißt, von jedem **Verkaufsstand** wird das Geld durch Druckluft in einer Rohrleitung nach der Hauptkasse befördert und von dort kommt die quittierte Rechnung, sowie der etwa herauszubezahlende Betrag in einer zweiten Leitung zurück. Das ist für Käufer wie Verkäufer bequem und sicher. Die Anlage gleicht durchaus der Rohrpost und ist natürlich sehr kostspielig, macht sich aber mit der Zeit bezahlt. Das Kaufhaus des Westens in Berlin, das sie zuerst in Deutschland eingeführt hat, besitzt nicht weniger als 154 Verkaufsstände. Wir geben einen derselben, sowie die **Sammelstelle in der Hauptkasse** wieder.

In den Narzissenfeldern bei Montreux.

(Mit Bild auf Seite 161.)

Die Narzisse ist die eigentliche Frühlingsblume des Südens. Sie wird daher auch nicht nur wie bei uns in den Gärten gezogen, sondern sie wächst auch vielfach wild auf den Wiesen. Besonders reich an Narzissen ist die Umgebung des bekannten Kurortes Montreux am Genfer See. Oberhalb des Ortes, in Glion, bilden die Narzissen wahre Felder. Haben sich die Hunderttausende der weißen Blüten entfaltet, so ziehen Einheimische und Fremde, die in Montreux zur Kur weilen, hinaus, um sich aus der üppigen Blütenfülle Riesensträuße zu pflücken. Die Grundbesitzer fordern für die Erlaubnis des Pflückens einen Franken, der aber gern erlegt wird. Der Reichtum an diesen anmutigen Blumen ist auch die Veranlassung geworden, daß man im Frühling in Montreux ein besonderes „Narzissenfest" feiert.

Wir gratulieren!

(Mit Bild auf Seite 165.)

Vaters Geburtstag ist! Vor einigen Minuten hat er sich erhoben, und die Mutter hat ihm eben ihre Glückwünsche dargebracht. Nun ist es auch für Else und Hildchen Zeit, ihre Gratulation abzustatten. Die beiden haben schon wochenlang vorher gespart, um den lieben Vater mit einer kleinen Aufmerksamkeit überraschen zu können, und so haben sie denn auch wirklich die erforderliche Summe für die in Aussicht genommenen Geschenke zusammengebracht. Else wird die prächtige Torte überreichen, Hildchen ihm den schönen Blumenstrauß übergeben und dabei ein artiges Verslein hersagen, und Nero — das haben sich die beiden Mädchen als besondere Überraschung ausgedacht — im Korb eine Flasche Punsch mit einem Zettel: „Wir gratulieren zum Geburtstag!" hineintragen. Ohne Zweifel wird der Vater darüber aufs höchste erfreut sein.

Die geschwollene Backe.

Eine tragische Pfingstgeschichte. Von **H. Abt.**

(Nachdruck verboten.)

Im grünen Maienschmuck stand der Garten, im blühenden Fliederbaum sang die Nachtigall, am klaren Himmel glänzte der Vollmond, und morgen war Pfingsten. Und die da im grünen Garten unterm blühenden Fliederbusch stand und beim Nachtigallenschlag hinauf zum Vollmond schaute, die war achtzehn Jahre. Achtzehn Jahre! Maienröslein — und Röslein hieß sie — Landrichters Röschen.

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn —"

Wie sie aufzuckt und dann, beide Hände auf das hochklopfende Herz gepreßt, sich tiefer in den Schatten des Fliederbaums drückt. Galt das ihr? Die Töne, die durch die Mondnacht daherschwebten, so schmelzend, so süß, daß auf ihrem Blütenzweig die Nachtigall verstummte und lauschend das Köpfchen bog — galt das ihr?

Drei Gärten weiter, am offenen Fenster seiner Stube, da stand er und blies die Flöte. Er — der Landgerichtsreferendar Gustav Reimann.

„Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden —"

Wie die Flötentöne anschwellen in kühner Leidenschaft, wie das lauschende Röslein erglüht bis unter die blonden Haarlöckchen und heimlich in sich erschauert, als verspüre es schon des wilden Knaben keck brechende Hand! — Und wie es dann leise seufzt, denn ach, e r war kein wilder Knabe, e r, der jetzt die Melodie wechselt und in herzbewegender Innigkeit flötet:

„Ach, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann —"

Lassen —?! Nein doch, nein! Aber fassen, sich's erfassen — reden, nicht länger bloß mit heimlich schmachtenden Blicken, mit süßen Melodien! Schön war's ja freilich, so zu stehen und zu hören, wie's aus der Ferne nun herüberklang:

„Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st du mir sein —"

Aber schöner noch, unaussprechlich seliger müßte es doch sein, es nahe zu hören, ganz nahe — nicht mit Flötentönen — in Worten, mit bebenden Lippen ins Ohr hineingeflüstert!

Ob er, der so schüchtern war, wohl je den Mut finden wird, es auszusprechen, das Wort: „Du — wie lieb bist — du — mir —"

Wird er's vielleicht morgen sprechen — morgen, wo sie einen ganzen Tag zusammen sein werden, einen ganzen, maienherrlichen Pfingsttag? Im Morgensonnenglanz dahinwandern durch Wald und blühende Flur mit der lachenden, fröhlichen Schar der anderen — unter rauschenden Bäumen hingelagert zum fröhlichen Mahle, Maitrank in den Gläsern duftend, Pfingstwonne die Herzen schwellend! Und dann wieder heimwärts wandern zu zweien, wenn stilles Mondlicht den lauten Tag zur Ruhe küßt!

„Ach, wenn du wärst mein eigen —"

flötet's mit zitternder Inbrunst, und zum Vollmond empor flüstert's: „Morgen — ach, du lieber Gott, wenn's doch nur erst morgen wär'!" — —

„Röschen, komm endlich herein, du wirst dich in der scharfen Nachtluft erkälten!"

Wie rauhe Wirklichkeit in selige Himmelsträume klingt aus dem Haus der Frau Landrichter mütterlich mahnende Stimme.

Einen Sehnsuchtsseufzer sendet Röschen noch zum Mond empor und einen stummen Gruß der Richtung zu, von wannen es unaufhörlich tönt:

„Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st du mir sein —"

Dann geht sie langsam durch den Garten ins Haus. Sich erkälten — im wonniglichen Maien — nicht mal verspürt hat sie vor der Wärme ihres Herzens den feuchtfrischen Hauch, der durch die Zweige schauert und nun auch sie durchfröstelt, so daß sie rasch hinein ins Haus huscht. Sie hat ja auch noch allerlei zu richten für morgen, denn mit dem frühesten soll's zu dem gemeinsamen Pfingstausflug losgehen.

Jedes Stückchen des funkelnagelneuen Sommeranzugs legt sie sich in ihrem Stübchen zurecht — himmelblau — seine Lieblingsfarbe wär's, hat er gesagt.

Schon im leichten Nachtkleid, das Licht gelöscht, öffnet sie noch einmal das Fenster und —

„Ach, wenn du wärst mein eigen —"

flötet's noch immer aus der Ferne daher. Und sie lauscht, lauscht, bis die gefalteten Hände sich jählings lösen und die Rechte nach dem Gesicht fährt — „Au!"

Ein scharfer Riß im Zahn!

Das Fenster zuwerfend, ist sie im Nu im Bett, sich fest in die Kissen einkuschelnd. Nur das nicht! Das Ärgste, was Röschen in ihrem achtzehnjährigen Leben an Weh kennen gelernt — Zahnweh hieß es. Drum in vorbeugender Weisheit springt sie nochmals vom Lager, nimmt ein Fläschchen, durchtränkt mit dem darin befindlichen Chloroformäther zwei Wattebäuschchen, die sie in beide Ohren steckt, wickelt ein Tuch um den Kopf, begibt sich endgültig zur Ruhe und, angenehm eingelullt von dem beduselnden Chloroform, sinkt sie in tiefen Schlummer.

Erst am anderen Morgen weckt sie des Dienstmädchens Stimme: „Fräulein Röschen, 's ist höchste Zeit zum Aufstehen!"

Schlaftrunken öffnet sie die Augen, wendet das Gesicht dem Mädchen zu und vernimmt von dessen Lippen einen Schreckensruf.

„Um Gottes willen, Fräulein — wie sehen Sie denn aus?!"

Röschen begreift nicht sofort, tastet nur instinktiv nach dem Gesicht, springt dann plötzlich auf, eilt zum Spiegel und starrt wie entgeistert auf das Bild, das ihr daraus entgegenstrahlt.

„Aber Fräulein — so können Sie doch nicht mit zur Pfingstpartie!" bricht des Mädchens Stimme das furchtbare Schweigen.

Ein fassungsloses Schluchzen gibt Antwort, während Röschen unaufhörlich im Spiegel ihr Gesicht beschaut, dessen eine Hälfte bis zur Unkenntlichkeit verschwollen ist.

Das Mädchen ist gegangen, um Trost herbeizuholen. Voll zärtlichen Mitleids umschlingt die Mutter ihr weinendes Kind.

„Siehst du, das kommt davon, daß du gestern abend so lang im Zug da draußen warst. Armes Ding! Mitgehen kannst du natürlich nicht. Na, beruhige dich nur, 's ist ja nicht zu ändern. Komm, ich wärme dir Kamillensäckchen. Sei nur ruhig — 's ist ja doch kein Unglück, daß du zu Haus bleiben mußt."

Kein Unglück! — Und dabei wird ihr die eine einzige Gelegenheit, da sich vielleicht, nein, gewiß — ihr Lebensglück gestaltet hätte, so grausam zerstört!

Einen Augenblick durchzuckt es Röschen. Sie ging doch mit! Mochte sie aussehen, wie sie wollte — wahre, echte Liebe sieht das Herz an und fragt nicht nach Äußerlichkeiten!

Doch ein abermaliger Blick in den Spiegel zwingt ihr ein verzweifeltes Aufschluchzen hervor. Nein, keine Liebe der Welt hielt solchem Anblick stand. Zudem begannen heftige Schmerzen in der geschwollenen Backe sich fühlbar zu machen. Es gab kein Widerstreben mehr, ihr Schicksal war besiegelt. —

Das Gesicht in Kamillenkissen eingebunden, hockt eine zusammengesunkene Gestalt im Lehnstuhl und folgt im Geist der fröhlich lachenden Gesellschaft durch Wald und Flur. Ob auch er mit den anderen fröhlich lachte — oder — ob er sie vermißt? Ob er mit Ella Dietholb ging? — Natürlich ging er mit ihr! Die Schlaue hatte das sicherlich so einzurichten gewußt, sie hatte es ja schon seit lange auf ihn abgesehen. Und heute hatte sie freies Spiel, hatte ihn einen ganzen, langen Tag allein für sich. Sie verstand zu kokettieren und schön zu tun. Und Männer sind schwach — und er vollends, der so schüchtern war — aus reiner Schüchternheit würde er sich schließlich herumkriegen lassen! — Und sie, die daheim saß und litt — um seinetwillen litt — ja, um seinetwillen — denn bloß weil sie nur an ihn dachte, hatte sie gestern abend so lange im Zug gestanden. Und er —

„Ach, wenn du wärst mein eigen —"

— wer weiß, ob er nicht dabei gestern schon an Ella Dietholb gedacht hatte, und heut, vielleicht in diesem Augenblick, da gestand er's ihr!

O Gott, wenn sie doch bloß von der ganzen Welt nichts mehr zu hören und zu sehen brauchte! Mutterseelenallein in einen Winkel sich verkriechen mit ihrem Weh! — —

Gegen Mittag trieb sie das Weh — Herzweh — Zahnweh — es strömte in eins zusammen, ein unerträglich Großes, das schließlich alles Denken und alle Scheu daniederschlug — aus dem Hause, auf die Straße, zur Apotheke hin, sich irgend eine Linderung zu holen.

„Ich bitte sehr um ein Mittel gegen —"

Ein wartender Herr wendet sich um. „Was sehe ich — gnädiges Fräulein — Sie sind auch nicht — Sie — — hatschi—i—"

Ein nicht zurückzuzwingendes Niesen unterbricht die stammelnde Rede, und in der Apotheke — er das Taschentuch an die aufgeregte Nase pressend, sie die Rechte an die geschwollene Backe gedrückt — stehen sich die beiden gegenüber — er und sie.

Sie — und e r.

Wer zuerst zusammenhängende Worte fand, ob jedes sich zunächst das Mittel aushändigen ließ, um das sie sich zur Stätte des Heils gewandt, sie wußten es selber nicht, als sie dann die Straße entlang schritten und wieder die gegenseitige Frage taten: „Sie sind daheim geblieben, gnädiges Fräulein?"

„Sie haben die Partie nicht mitgemacht, Herr Referendar?"

Ein paar Augenblicke lang hatte sie sich totschämen wollen, daß er sie nun doch so sah in ihrer ganzen, niederschmetternden Häßlichkeit; aber die Gewißheit, daß er nicht irgendwo da draußen im Grünen an Ella Dietholds Seite saß, vielleicht zu ihren Füßen lag, hob sie so über sich selber hinaus, daß kein Unbehagen mehr in ihr Raum fand. Herzweh, Zahnweh waren wie mit einem Zauberschlag hinweggewischt, und wie nun der ihr zur Seite Schreitende ein paar krampfhafte Körperwindungen macht und doch ein wieder aufschmetterndes, schier nicht endenwollendes „Hatschi — Hat—tschi—i—" nicht unterdrücken kann, wendet sie voll und ohne Scheu ihr Antlitz zu seinem Blick empor und sagt mit echter, schöner Wärme: „Sie Ärmster sind aber schlimm erkältet!"

„O bitte sehr, das macht durchaus nichts," wehrt er männlich ab. „Das heißt, heut früh, da war ich verzweifelt, aber jetzt — da ich sehe — jetzt bin ich so froh — das heißt, im Gegenteil, ich bin tief betrübt, daß gnädiges Fräulein — Sie haben jedenfalls ganz schrecklich zu leiden."

„Leiden? Ach nein — gar nicht. Nur —" und Röschen biegt das Köpfchen zur Seite, legt die Hand an die dicke Backe und lächelt schämig zu dem Referendar empor — „es sieht nur so furchtbar häßlich aus."

„Häßlich?!" wiederholt er nur und blickt sie mit feuchten Augen an.

Stumm schritten sie eine Weile nebeneinander her, bis der Referendar die Bemerkung wagte: „Gnädiges Fräulein schienen doch gestern noch durchaus wohl auf."

Sie wird sehr rot und flüstert: „Ja, nur — ich bin am Abend zu lang draußen gewesen, und da —"

„Draußen — in Ihrem Garten?"

Die Stimme stockt ihm förmlich, wie er es fragt und sie dabei wieder ansieht mit dem feuchten Glänzen im Blick.

„Im Garten —" haucht sie, und dann blickt sie ihn gleichfalls an, vorwurfsvoll und doch nicht böse — durchaus nicht böse.

„Sie sind schuld daran, aber — Ihre Strafe haben Sie ja nun auch weg. Denn jedenfalls haben Sie sich doch auch gestern abend am offenen Fenster erkältet — weil Sie so lang die Flöte spielten."

„Gnädiges Fräulein — ich — Sie — also haben Sie gehört — und — haben Sie — verstanden?"

„Aber gewiß," lispelt sie. „Sie wohnen ja doch nur drei Häuser weiter."

Wieder gehen sie schweigend ein paar Schritte und bleiben dann gleichzeitig stehen. Röschen ist vor ihrem Haus angelangt. Der Referendar blickt auf das Haus, blickt auf die Gartenpforte, holt tief Atem, nimmt einen gewaltigen Anlauf und spricht: „Gnädiges Fräulein — Fräulein Röschen, würden Sie mir gestatten, eine Minute in Ihren Garten einzutreten? Würden Sie — mir die Stelle zeigen, wo Sie — gestern abend waren?"

Daß sie stumm bleibt, scheint er als Erlaubnis zum Eintritt aufzufassen. Er hat die Gartentür geöffnet und folgt ihr, wie sie mit kleinen, ängstlichen Schritten vor ihm her trippelt, hin zu dem Fliederbusch.

Die Blütenzweige hängen auf die beiden hernieder.

„Hier —" sagt er — „hier also —?" Und dann fragt er noch einmal: „Fräulein Röschen — haben Sie verstanden, was ich blies?"

„Ja — ich — ich mag das Lied so gern —"

Ihre Finger schlingen sich krampfhaft umeinander.

„Das Lied — welches Lied?" dringt er in sie.

„Nun — das: Ach, wenn du wärst mein ei—" Sie vermag nicht weiter zu sprechen, doch er ergänzt ihre Worte, dicht zu ihr gebeugt, heimlich heiß bebenden Klanges:

„Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st du mir sein —"

„Röschen — willst du's — mein eigen sein? Ich hab' dich ja so lieb — so lieb — so — — hatschi — hatschiii — hatschi — i —"

Der in des Lebens seligster Frage so schnöd Unterbrochene windet sich vor Qual und Scham, Röschen aber klatscht jubelnd in die Hände —

„Sie haben's beniest — also ist's wahr!"

„Ja, es ist wahr!" beteuert der Referendar, als endlich seine rebellische Nase wieder Ruhe gibt. Noch durchbebt von der fundamentalen Erschütterung schlingt er den Arm um Röschen und preßt seine Lippen auf die — geschwollene Backe.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine unterbrochene Vorstellung. — Der bekannte Zauberkünstler Bellachini brachte zum Schluß seiner Vorstellung immer die Vorführung einer Enthauptung, wobei er einen Herrn aus dem Publikum ersuchte, sich auf die Bühne zu bemühen und die Operation an sich vornehmen zu lassen.

Als er eines Abends auch bei einer Vorstellung in Bromberg diese Aufforderung an das Publikum richtete, erhob sich ein junger Mann, der sich kurz vorher mit seiner Braut gezankt hatte, und eilte auf die Bühne. Alles war bereits zur scheinbaren Enthauptung vorbereitet, als plötzlich die Braut des Todeskandidaten auf die Bühne stürzte und mit den verzweiflungsvoll herausgestoßenen Worten: „Nein, Paul, du darfst nicht sterben!" ihre Arme um ihren Bräutigam schlang und den sich heftig Sträubenden von der Bühne herunterzog, während das Publikum die Rettungsszene mit jubelndem Gelächter begleitete. [L—n.]

Weibliche Banditen. — Schon häufig haben sich Frauen dem Räuberhandwerke ergeben und dasselbe zu Lande und zu Wasser, teilweise schrecklicher als die Männer, ausgeübt. Von den Seeräuberinnen sind namentlich Marie Read und Anna Bonny, zwei Engländerinnen, „berühmt" geworden. Erstere wurde seit ihrer Kindheit von ihrer Mutter als Knabe gekleidet, da der Großvater keine Mädchen leiden konnte. Später trat Marie Read als Diener in das Haus einer reichen Dame, wurde hierauf Matrose auf einem Kriegsschiff, dann Kadett in einem Infanterieregiment und endlich gar Kavallerist, als welcher sie sich in einen flamländischen Kameraden verliebte, den sie später auch heiratete. Die jungen Gatten eröffneten ein Wirtshaus, doch der Mann starb, und Marie wurde wieder Soldat; indessen auf einem Indienfahrer, der Truppen nach den Kolonien beförderte, von Piraten gefangen, wurde sie schließlich Seeräuber. An Bord des Piratenschiffes befand sich als Frau des Kapitäns die schon genannte Anna Bonny. Da sie von ihrem Manne schlecht behandelt wurde, schenkte sie den Einflüsterungen Marie Reads Gehör, zettelte eine Verschwörung gegen den Tyrannen an und ließ ihn ermorden. Nun übernahmen die beiden Frauen das Kommando des Raubschiffes und führten es mit solchem Geschick, daß sie jahrelang der Schrecken der Handelsflotten waren, bis sie endlich gegen Schluß des 17. Jahrhunderts in einem Kampfe mit anderen Piraten zu Grunde gingen.

Hundert Jahre später stand Isabella Williams, eine Dame von hoher Bildung und ungewöhnlicher Eleganz, vor dem Tribunale der königlichen Bank zu London unter der Beschuldigung, an der Spitze von zwanzig bewaffneten Männern Raub und Schmuggel auf der Themse betrieben zu haben. Hierbei hatte sie wiederholt mit der Polizei Kämpfe zu bestehen gehabt, aus welchen sie stets als Siegerin hervorgegangen war. Diese Isabella, die ihr Alter auf zwanzig Jahre angab, war von herkulischem Körperbau, ein wahres Riesenweib. Dennoch aber unternahm es ihr Verteidiger, auf „die Schwäche ihres Geschlechts“ hinzuweisen und um eine milde Strafe zu bitten. Und sie wurde auch in der Tat bloß zu einem Jahr Kerker verurteilt.

Anna Mustard hingegen, die aus Erbitterung darüber, daß, abgeschreckt von ihrem gewalttätigen Charakter, sie kein Mann als Ehegespons mochte, eine Räuberbande gründete und mit deren Hilfe zunächst ihren Auserkorenen entführte, erhielt für ihre Taten zehn Jahre Gefängnis. Seither — der letzte Fall spielte im Jahre 1815 — hat man in England von weiblichen Banditen nichts mehr gehört.

Ein berühmter weiblicher Bandit Amerikas war eine gewisse Ellen Scott. In Neu-Mexiko ansässig, trat sie nach dem Tode ihres Mannes, um ihre zwei Kinder vor Not zu schützen und gut erziehen lassen zu können, an die Spitze einiger gewesenen Cowboys und betrieb mit diesen nicht nur den Pferdediebstahl im größten Stil, sondern führte gelegentlich auch allerlei kühne Raubtaten aus, wobei indes nie jemand getötet worden sein soll. Vier Jahre lang war Ellen Scott in Männerkleidern in diesem „Geschäfte“ tätig, bis sie 1892 samt ihrer Bande in Arizona dingfest gemacht und vor die Geschworenen gestellt wurde. Hier nun erzählte sie in rührender Weise, daß sie nur aus Mutterliebe auf die Bahn des Verbrechens gedrängt worden sei, und erzielte damit, dank ihrer einnehmenden Persönlichkeit und hinreißenden Beredsamkeit, einen auch für amerikanische Verhältnisse unerhörten Erfolg. Sie wurde völlig freigesprochen, von der begeisterten Menge wie eine Heldin gefeiert, und eine zu ihren Gunsten eingeleitete öffentliche Sammlung brachte eine so große Summe Geldes ein, daß Ellen Scott fortan nicht mehr auf Raub auszugehen brauchte, sondern sich, ungestört durch materielle Sorgen, völlig ihren Kindern widmen konnte.

Während Ellen Scott ihre zarten Hände wenigstens nicht durch einen Mord befleckte, hat die vor etwa zehn Jahren in Boston verhaftete Tilly Woods ohne weiteres drei Raubmorde zugegeben und ferner gestanden, dreiundsechzig Raubanfälle teils allein, teils in Gesellschaft verschiedener Männer begangen zu haben. Die meisten dieser Verbrechen waren überaus verwegen und sind sämtlich von Tilly Woods geplant und unter ihrer Anleitung ausgeführt worden. Und doch war diese gefährliche Räuberin ein sanft blickendes, blondes Mädchen von seltener Schönheit und erst dreiundzwanzig Jahre alt, als sie ihr Schicksal ereilte. —

Helene Forslund, eine von norwegischen Eltern abstammende Nordamerikanerin, beging ihr erstes Verbrechen bereits mit siebzehn Jahren und wurde, durch den Erfolg ermutigt, bald der Schrecken des Staates Montana. Die Bevölkerung vieler Ortschaften wagte es bei eintretender Dunkelheit nicht mehr, ihre Wohnungen zu verlassen, aber auch selbst am hellen Tage wurden Personen auf offener Landstraße ausgeplündert. Einmal kam es zu einer förmlichen Schlacht zwischen der Polizei und der Bande der Forslund, wobei einige Polizisten getötet wurden. Nach diesem Vorfall wurde alles aufgeboten, um die Räuberin unschädlich zu machen; in der Tat gelang es bald, ihrer habhaft zu werden. In der Untersuchungshaft legte sie schließlich ein Geständnis ab, woraus hervorging, daß sie im Alter von sechzehn Jahren von einem Landsmann, Clark aus Stavanger, entführt wurde und sich bald nachher, von Clark gezwungen, zusammen mit ihm dem Räuberhandwerk ergab, anfänglich mit Widerstreben, da sie zaghafter Natur war. Dann aber, als sie sah, wie leicht es ist, selbst dem stärksten Mann mit der Pistole in der Hand seine Wertgegenstände abzunehmen, trieb sie das Handwerk auf eigene Faust weiter. Die Straßenräuberin führte ganz ordnungsgemäß Buch über ihre „Einnahmen“, und es fanden sich erbeutete Summen in großen Beträgen unter ihren Aufzeichnungen. Mit Rücksicht auf ihre Jugend kam sie mit einer verhältnismäßig milden Freiheitsstrafe davon, während ihr böser Geist Clark zu lebenslänglichem Kerker verurteilt wurde.

Auch unter den während der Weltausstellung in Chicago verhafteten Straßenräuberinnen haben sich mehrere auffallend hübsche junge Mädchen befunden, und ein Jahr später ist in Wien sogar ein junges Ding von vierzehn Jahren wegen verschiedener Raubanfälle verurteilt worden.

Dieser Fall steht in Europa vereinzelt da. Hier ist durchweg kein Boden zur Entwicklung solcher angeborene Eigenschaften ihres Geschlechts verleugnenden Frauengestalten, und nur von Osten und



Kunde (schlechter Zahler): Wie macht man eigentlich in diesem Jahr die Anzüge?
Schneider: Ich mache sie nur gegen bar!

Süden her dringt ab und zu die Kunde zu uns von den verwegenen Taten eines weiblichen Briganten.

Am bekanntesten geworden ist unter diesen eine serbische Heiduckin Mila, ein Weib, welches zehn Jahre lang in dem ganzen nordöstlichen Serbien eine wahre Schreckensherrschaft ausgeübt hat. Merkwürdig ist, daß auch Mila in ihrem Heimatdorfe als ein sanftes, ja schüchternes Mädchen galt, bis sie sich aus Liebe zu dem Banditen Petrovic dessen Bande anschloß. Anfangs nur in untergeordneter Weise tätig, schwang sie sich hier bald zum Befehlshaber der Bande auf und hatte an Kühnheit und Verwegenheit nicht ihresgleichen. Wenn sich in einem Weiler oder Marktflecken das Gerücht verbreitete, Mila mit einigen ihr blindlings ergebenen Heiducken befinde sich in der Nähe, so brach eine förmliche Panik aus. Man stürzte in die Kirche oder betete zu Hause und schärfte seine Waffen, um den bevorstehenden Kampf mit der gefürchteten Bande aufzunehmen, so gut es ging. Ihren ersten Mord verübte Mila an einem gewissen Stankovic, hart an der rumänischen Grenze, zu Beginn der Achtzigerjahre. Von da an hörte man fortwährend von neuen Bluttaten. Und dieses entsetzliche Weib liebte dabei noch leidenschaftlich und wurde auch schließlich ein Opfer ihrer Liebe. Mila hatte ihre Gunst, wie schon erwähnt wurde, dem Heiducken Petrovic geschenkt, wurde sein Weib und schwur, sich nie von ihm zu trennen. Als er krank wurde, brachte sie ihn in eine Höhle nächst der rumänischen Grenze und pflegte ihn mit Hingebung. Obwohl sie bald darauf die Nachricht erhielt, daß die Behörden ihren Aufenthalt kannten, wollte sie ihren todkranken Gatten um keinen Preis verlassen, und wurde nach heftiger Gegenwehr, wobei sie zwei Gendarmen erschoß, an seinem Lager verhaftet. Vor dem Gerichtshof in Pozarevac hielt sie eine anderthalbstündige Verteidigungsrede, und mit keiner Wimper zuckte sie, als der Vorsitzende ihr das Todesurteil verkündete.

Dasselbe wurde indessen nicht vollstreckt. Der König begnadigte Mila, deren Gatte inzwischen gestorben war, zu zwanzigjährigem schweren Kerker, einer Strafe, die sie gegenwärtig in Belgrad abbüßt, immer noch stolz auf ihre Taten und den Titel des weiblichen Rozsa Sandor, den ihr einst das geängstigte serbische Landvolk gegeben hat. [R. M.]

Ein herzoglicher Ellenreiter. — In der Blütezeit der Hansa sorgten strenge Verordnungen der Städte für das richtige Maß und Gewicht der zum Kauf ausgebotenen Waren. Kein Ballen Tuch durfte in einer Kaufhalle ausgestellt werden, bevor nicht durch besondere Aufsichtsbeamte die Länge und Breite des Stückes nachgemessen und durch aufgedruckte Siegel beglaubigt war.

So bekleidete gegen Ende des 15. Jahrhunderts in London der Herzog Karl von Richmond das Amt eines „königlichen Generalellenmessers“. Er handhabte die Elle in eigener Person und ließ es sich nicht nehmen, in den Kaufhäusern Londons zwischen den Tuchballen zu erscheinen und die von seinen Unterbeamten beglaubigten Maße zu kontrollieren. Seine Einkünfte von dieser Obliegenheit waren sehr bedeutend. [J. W.]

Bilder-Rätsel.

Des Herrn Wort ist wahrhaftig und was er zusagt, das hält er gewiß.

Wonnemond 25

Auflösung folgt in Nr. 22.

Kapsel-Rätsel.

Wird hineingelegt ein Ei,
Kann's als Mann und Weib sich zeigen;
Kommt es als ein Mann herbei,
Ist ihm Weltweisheit zu eigen.

Wenn man es als Weib gewahrt,
Ist's die Melodie der Lieder.
Oft mit Art ist es gepaart,
Und der Art gleicht's hin und wieder.

Drin das Ei herumgedreht,
Sieht man's grün und blühend prangen,
Wenn der Lenzhauch drüber weht,
Wie schon oft die Dichter sangen.

Werd' ich aber drin placiert,
Dient es, höchsten Glanzes Fülle
Zu erzeugen, die da ziert
Eines Körperteiles Hülle.

Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösungen von Nr. 20:

des Ergänzungs-Rätsels: **Freitag, Willisau, Gicht, Seine, Reim, Aden, Locken, Hund,** Leim, **Dichter,** Ofen = Frei will ich sein, im Denken und im Dichten;

der dreisilbigen Scharade: Blütenstaub;

des Wechsel-Rätsels: Metz, Netz, Oetz.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.